

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

11. (3. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

11. (3. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 28. September 1910, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im Brandenburgischen Landeshause, Matthäikirch-Straße 21/22.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVIII, XX, XXI sowie XXIII bis XXXV her.

A. Allgemeines.

I. Der I. Vorsitzende begrüßt die Anwesenden und teilt das Programm der Sitzungen bis zum Februar 1911 mit.

II. Der Bund deutscher Forscher in Hannover, Bundesleiter Chefredakteur Georg August Grote daselbst, übersendet die Satzungen des Bundes und Exemplare des „Forschers“ und das „Illustrierte Zentralblatt für deutsche Forschung“.

III. Zur Einweihung der neuen Urnenhalle des Vereins für Feuerbestattung E. V., an der Gerichtsstraße 37/38, am Sonntag, den 25. September, war der I. Vorsitzende eingeladen. Derselbe sprach dem Vorstand, der sich der Brandenburgia gegenüber stets zuvorkommend und gefällig erwiesen, deren Glückwunsch zu der Fertigstellung des höchst ansprechenden Gebäudes aus. Es ist die dritte Begräbnisstätte dieser Art, nachdem die Hallen im Treptower Park und zu Friedrichsfelde keinen Raum mehr boten. Ein stattlicher, würdiger Bau. Vom Grün des alten Friedhofs umgeben, sieht man ihn mit seiner ragenden Kuppel schon von ferne. Eine breite Freitreppe führt in die Halle, einen achteckig angelegten Raum, den zwei über einander gelegte Galerien rings umgeben. In grauem Ton ist das Ganze gehalten, und er erhöht den ernsten, mahnenden Eindruck, den die Anlage erweckt. 1200 Urnen vermag sie aufzunehmen. Längs der Galerien und unten in der Krypta reiht sich in dem Mauerwerk Nische an Nische, und schon ist eine stattliche Zahl besetzt. Auch die Aschenreste unseres vor einigen Monaten verstorbenen Mitgliedes, Stadtrats Tourbié, befinden sich hier, und der Berliner Magistrat hatte seine Urne gestern mit frischem Lorbeer umkränzen lassen, der die Inschrift: „In treuem Gedenken“ trug. Viele Hunderte waren zur Feier erschienen und unter diesen die Delegierten aus fast allen Großstädten Deutschlands.

B. Persönliches.

IV. Der I. Beisitzer, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Otto Reinhardt, bislang Direktor der II. Realschule, ist in den verdienten Ruhestand getreten.

V. Dem I. Vorsitzenden, Geheimrat Friedel, ist in seiner Stellung als Vize-Präsident des Deutschen Seefischerei-Vereins, gelegentlich dessen Jubiläumsfeier die Goldene Ehrenmedaille wegen Förderung der Vereinszwecke verliehen worden. Er gehört zu den Mitbegründern dieser angesehenen, vom allgemeinen Deutschen Fischerei-Verein abgezweigten Vereinigung.

VI. Zu Ehren des I. Vorsitzenden ist der neuangelegte reizende Promenadenweg längs des Ufers der romantischen Löcknitz bei Erkner „Friedel-Weg“ benannt worden. (Vgl. „Tägliche Rundschau“ vom 19. Juni 1910.)

VII. Wir haben leider den Tod von 4 Mitgliedern zu beklagen von Frau Rosa Freifrau von der Linde (Mitglied seit 1900), von Frau Gutsbesitzer Minna Wandelt geb. Busse (Mitglied seit 1904), von Frau Therese Habelmann, unserer Seniorin, die über 80 Jahre alt, die meisten Wanderversammlungen mitmachte, und von Herrn Geheimen Sanitätsrat Dr. Eduard Thorner, tot am 10. d. M. im 69. Lebensjahre, seit 1892 Mitglied, also zur ältesten Reihe gehörig. Mit ihm verliere ich leider einen meiner treuesten Freunde.

Zugleich ist mit ihm ein auf dem Gebiet der Tuberkulose-Behandlung hervorragender Arzt, ein ausgezeichnete medizinischer Schriftsteller und ein edler Menschenfreund, der allen sozialen Bestrebungen lebhaftes Interesse entgegenbrachte, dahingegangen. Eduard Thorner stammte aus einer Arztfamilie; er war am 20. Februar 1842 in Cöpenick geboren, promovierte hier 1867 und ließ sich im folgenden Jahre als Arzt hier nieder; 1889 wurde er Sanitätsrat, 1899 Geh. Sanitätsrat. Dem Verein für innere Medizin gehörte er jahrelang als Vorstandsmitglied an. Namentlich seine literarischen Arbeiten über Fisch- und Muschelgift, über Diphtherie, Karbolsäure-Inhalation bei Stickhusten, über Mikroskopie, Anwendung des Tuberkulins haben berechtigtes Aufsehen gemacht. Die Versammlung erhebt sich zum Gedächtnis ihrer verewigten Mitglieder.

VIII. Die märkische Predigerfamilie Gensichen. Der hiesige Missionsdirektor Dr. theol. Martin Gensichen, ein Vetter des Dichters Dr. Otto Franz Gensichen, hat kürzlich auf dem Missionsfest zu Landsberg an demselben Tage gepredigt, an dem vor zwei Jahrhunderten in derselben Marienkirche sein Urgroßvater Laurentius Gensichen am Trinitatissonntag 1710 als Superintendent und Oberpfarrer eingeführt wurde. Die urkundlich bis 1490 in der Mark Brandenburg nachweisbare und seit 1588 ununterbrochen dem Pfarrerstande angehörende Familie Gensichen

ist von den [bürgerlichen Familien der Mark wohl die älteste. Theodor Fontane schrieb mal darüber: „Im Westen Brandenburgs hatten wir die Gänse (von Putlitz), im Osten die Gensichen. Da ließe sich mal ein hübsches, heitres Gedicht, ein guter Toast draus machen.“ Herr Dr. Gensichen war bekanntlich einige Zeit hindurch Mitglied bei uns.

VIII a. U. M. Herr Buchhändler Köppen hat sich mit unserem Mitgliede, der verw. Frau Oberleutnant Helene Nagel geb. Bucher, am 2. Juli d. J. ehelich verbunden. Wir wünschen den Neuvermählten von Herzen alles Gute für ihren gemeinsamen Lebensweg.

C. Naturkunde und Technik.

IX. Dünenbuch. Werden und Wandern der Dünen. Pflanzen- und Tierleben auf den Dünen. Stuttgart 1910, Verlag von Ferd. Enke. Fünf hervorragende Forscher, zum Teil der Brandenburgia, wie die Herren Solger und Graebner, nahestehende Gelehrte haben sich zu einer lichtvollen Darstellung dieses hochinteressanten, gerade für unsere Heimat bedeutsamen Gegenstandes zusammengefunden. Prof. Dr. F. Solger, der wiederholt bei uns über die alten und neuen, die standfesten und wandernden Dünen gesprochen, behandelt hier geologisch das Werden und Wandern, Herr Prof. Dr. Paul Graebner die Pflanzenwelt, Herr D. J. Thienemann die Wirbeltiere und Herr Dr. P. Speiser die Kerftiere der Dünen. In einem Schlußkapitel wird der künstliche Aufbau der Dünen einerseits und andererseits die Festlegung und Bewaldung der so gefährlichen Wanderdünen sachkundig von Herrn Prof. F. M. Otto Schulze dargestellt.

X. Internationale Vereinbarungen über Weltnaturschutz. Während des 8. internationalen Zoologenkongresses, der im August zu Prag tagte, wurde eine Kommission für Weltnaturschutz eingesetzt. Diese hat folgende Resolution angenommen: Das vorbereitende Komitee für Weltnaturschutz schlägt vor, ein internationales Einvernehmen über den Weltnaturschutz in allen Staaten der Erde zu organisieren. Zu diesem Zweck soll von dem jetzigen Kongreßpräsidenten durch das österreichisch-ungarische Ministerium des Aeußeren und das Kaiserliche Haus an die auswärtigen Ministerien mit der Bitte herangetreten werden, 1. in den betreffenden Staaten die eventuell schon bestehenden Organisationen für den Schutz der Fauna, Flora und der landwirtschaftlich interessanten Gegenden den Naturschutz zu fördern, 2. Delegierte für eine Weltnaturschutzkommission zu ernennen und die Namen dieser Delegierten dem österreichisch-ungarischen Ministerium des Aeußeren mitzuteilen, dem die Einberufung dieser Delegierten zur Konstituierung der definitiven internationalen Weltnaturschutzkommission zu überlassen ist. Das vom 8. internationalen

Zoologenkongreß eingesetzte vorberatende Komitee wird alsdann seine Arbeit als beendet betrachten.

XI. Das Vinetariff zwischen Bansin und Koserow an der Vorpommerschen Küste hat nicht nur die Volksphantasie angeregt und zur Sagenbildung Veranlassung gegeben, sondern auch die Gelehrten vielfach, nicht minder gelegentlich die Brandenburgia beschäftigt. Prof. Dr. Wilhelm Deecke, früher in Greifswald, jetzt in Freiburg-Breisgau glaubte, die auf dem Meeresgrunde ruhenden Felsblöcke als Bauwerke aus der Vorzeit, als Steingräber erklären zu sollen, die beim Absinken der Küste unter den Spiegel der Ostsee geraten seien. Eine Senkung der Küste hat freilich stattgefunden, und in der Periode, die zwischen der Eiszeit und diesem Vorgang liegt, haben offenbar Menschen an solchen Stellen gewohnt, die heute das Meer bedeckt, wie vorgeschichtliche Funde an der Prerowbank beweisen. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß die Blöcke des Vinetariffs Steingräber sind. Die Beobachtungen der Küstenveränderung am nahen Streckelberg führen dagegen zu einer viel einfacheren Erklärung. Die dortige Steilküste wird wie jede andere ihrer Art jahraus, jahrein von den Wellen zernagt, die gleichzeitig das Material mit fortnehmen. Dabei werden die kleineren Geschiebe zerrieben; die größeren Blöcke dagegen bleiben infolge ihres Gewichts da liegen, wo sie bloßgelegt wurden. Die Steilküste reichte früher viel weiter ins Meer hinein, und beim Abbruch der Küste entstand auch das Vinetariff, weil der Geschiebelehm gerade dort überaus reich an Einschlüssen war. Diese Erklärung vertritt Professor Dr. Solger in dem unter IX besprochenen „Dünenbuch.“ Das Volk wird natürlich von seiner altgewohnten Vorstellung nicht lassen und auch ferner in den Vinetafelsen die letzten Spuren der dort untergegangenen Stadt erblicken, die am Ostermorgen aus den Fluten auftaucht und dann wieder versinkt. Der Sage nach ist Vineta die größte Stadt Nordeuropas gewesen, die aber zur Strafe ihren Untergang fand, weil ihre Bewohner ein lasterhaftes Leben führten. Es wird auch erzählt, die Bürger wären einst in Streit geraten, und die eine Partei hätte die Schweden ins Land gerufen, die dann die Stadt ausraubten und bis auf den Grund zerstörten. Die Schweden haben ja in Pommern überhaupt eine überaus lebhaftere Erinnerung zurückgelassen, und wenn in der Winternacht auf Haff oder See die Hartborsten krachend das Eis zersprengen, dann heißt's noch immer: Der Schwede kommt auf Schlitten über die See, um noch die Schätze zu holen, die er im großen Kriege nicht fortschaffen konnte. Ich habe mich angelegentlich mit demselben Problem an Ort und Stelle beschäftigt und freue mich, daß Herr Solger meiner seit Jahrzehnten vertretenen Theorie über die Entstehung und Herkunft der Geschiebeblöcke, welche das Vinetariff bilden, nunmehr ebenfalls beipflichtet. Die Vorstellungen von Vineta oder Jumneta als Stadt knüpfen sich an das alte Wollin oder Julin und die dabei belegene Jomswikingerburg an.

XII. Vogelschutzstätte in der Ostsee auf der Insel Hiddensöe bei Rügen. Der Vorsitzende teilt den interessanten Aufsatz des Dr. F. Schepp, Mitglied des Hauses der Abgeordneten mit, der im „Berl.-Lok.-Anz.“ vom 26. Juli d. J. veröffentlicht ist und unterstützt, auch Namens der Brandenburgia, die wohlbegründeten Vorschläge auf das Wärmste.

XIII. Vorgelegt werden 2 Monatshefte des sich der umsichtigen und eifrigen Pflege unsers 2. Vorsitzenden Geheimrat Uhles, als 1. Vorsitzenden erfreuenden, uns befreundeten Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Die Nr. 13 vom 31. Juli 1910 enthält einen vortrefflichen Aufsatz von Paulus Schiemenz: Naturgeschichte und praktische Bedeutung des Aales, Nr. 14 von Dr. K. Friederichs S. 201—208 eine nahezu vollzählige Darstellung: „Ueber die Verbreitung der Sumpfschildkröte (*Emys orbicularis* L.) in der Provinz Brandenburg und in Mecklenburg-Strelitz.“

Zur Vervollständigung bitte ich dringend mir alle neuen Funde und Fundstätten der Sumpfschildkröte innerhalb der Provinz Brandenburg mitzuteilen.

XIV. Heft IV der von unserm Ehrenmitglied Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Conwentz herausgegebenen Beiträge zur Naturdenkmalpflege mit reichem Inhalt wird vorgelegt; für Brandenburg nichts neues darin.

XV. Über fossile Bison-Schädel. Beitrag zur Kenntnis der fossilen Bisonarten. Von M. Hilzheimer. (Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin Nr. 4, 1910, S. 136—146). Für die Palaeontologie unserer Heimat hochbedeutend. Hilzheimer bildet 9 Schädel ab, die recht verschieden sind. Die 2 Schädelfragmente des Märk. Museums aus dem zwischeneiszeitlichen Torfmoor von Klinge bei Kottbus sind von den diluvialen Sandformen aus Rixdorf im Kgl. Palaeont. Museum recht verschieden. Aber wenn wir auch über die Gliederung des norddeutschen Diluviums durchaus noch nicht klar sehen, so ist doch schon sicher: Klinge und Rixdorf sind nicht gleichalterig. Von letzterer Stelle bildet Hilzheimer 2 *Bison priscus* Boj. ab, desgl. 2 Wisente von Klinge, die er *Bison uriformis* Hilzheimer benennt. Ähnliche *Bison priscus*-Hörner, wie die 2 letzteren, die sich gleich vom Ursprung nach oben richten, mit schwacher Drehung um die eigene Axe, so daß die Spitzen noch stärker nach aufwärts zeigen, hat Hilzheimer unter zahlreichen Fundstücken aus Südwest-Deutschland niemals gesehen. Dagegen hat das Rixdorfer Exemplar große Ähnlichkeit mit einem im Kgl. Museum befindlichen Schädel von *Bison priscus* aus Steinheim an der Mur. Umgekehrt zeigen 2 andere einzelne Hornzapfen des Märk. Museums Kat. VIII, 232a (Charlottenburg) den *Priscus*-Typus. Das andere Stück (Kat. I, Nr. 7341) wurde bei Görzdorf am Wolziger See im diluvialen Kies zusammen mit *Rhinoceros mercki* gefunden. Darin liegt die besondere Bedeutung. Einen ganz andern, besondern Typus zeigt Fig. 6 aus dem

von Hilzheimer aufgestellten Formenkreis des *Bison primitivus* aus Wologda in Rußland, Kgl. Museum. Mit ganz anderer Stirnbildung. Ferner wird abgebildet vom Wilni-Fluß von Hilzheimer ein Stier *Bison europaeus lenensis* genannt. Also haben in Norddeutschland mindestens 3 Wisente gelebt: *B. priscus*, *B. europaeus* und *B. uriformis*, *B. priscus*, der Zeitgenosse des *Rhinoceros mercki*, ist eine Form, die, nach Hilzheimer, auf Beziehungen nach Südwestdeutschland deutet, während *B. europaeus* seinen nächsten Verwandten in *B. europaeus-sibiricus* hat. *B. uriformis* ist vorläufig mit Sicherheit nur aus Norddeutschland bekannt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er ein Bastard ist, entstanden wo *B. priscus* und *B. europaeus-sibiricus* zusammentrafen.

XVI. Von Herrn Dr. Hans Menzel, Kgl. Bezirksgeologen in Nikolassee lege ich mehrere beachtenswerte geologische und palaeontologische kleinere Schriften vor:

a) „Märkische Landschaft. Ein Bild der geologischen Entwicklungsgeschichte und des geologischen Aufbaues der Umgegend von Berlin“. (Sonderabdruck „Aus der Natur“, Jahrgang 1909/10. Gedrängtes, aber allgemeinverständliches Bild).

b) „Über interglaziale, paludinenführende Ablagerungen von Phöben bei Werder (Mark).“ Von der bekannten Kiesschicht mit *Valvata*, *Bithynia*, *Unio*, *Pisidium* und *Paludina*, aus der ich schon 1870 einen Mammutzahn, gegenwärtig im Kantonalmuseum zu Neuenburg-Schweiz erhielt. Darin Schädel vom Riesenhirsch (*Cervus euryceros*) sowie zwei fast vollständige Gerippe derselben Hirschart, daneben einzelne Knochen von *Rhinoceros*, *Equus*, *Elephas* und Hecht, auch Pflanzenreste, insbesondere *Potamogeton* und *Chara*-Früchte. Der Horizont entspricht wahrscheinlich dem von Motzen bei Mittenwalde. Etwa + 25 m über NN, während die bekannte Rixdorfer Paludinenbank — 10 m unter NN liegt. Soweit Herr F. Soenderop. Spezieller über die Phöbener Konchylien verbreitet sich Herr H. Menzel. Die Paludinen der Schicht mit den Säugerresten ist nicht etwa die für Rixdorf, Alt-Geltow, Baumgartenbrück, Paulsborn, Kreuzberg etc. maßgebende Leitfossilschnecke *Paludina diluviana* Kunth, sondern eine neue *Paludina*. Zwischenglied zwischen den bei uns noch lebenden, gedeckelten Schlamm Schnecken *Paludina vivipara* (*Vivipara vera* v. Frauenf.) und *Vivipara fasciata* Müller. *Paludina vivipara* hat bedeutend rundere Windungen und tiefere Nähte. *P. fasciata* ist schlanker. *P. diluviana*, die sich mit ihrer breiten Form var. *crassa* Neum. an ausnehmend schlanke Exemplare der *P. fasciata* anschließt, aber doch noch flachere Nähte hat, kommt zum Vergleich gar nicht in Betracht. *Neritina fluviatilis* und *Lithoglyphus naticoides* sonst vergesellschaftet mit *P. diluviana* fehlen bei Phöben. Von Landschnecken findet sich bei Phöben *Succinea Schumacheri*, die charakteristische Form für glaziale Ablagerungen südöstlicherer Gegenden. Riesenhirsch, Nashorn und

Mammut weisen in dem Phöbener Interglazial auf mehr nördliche Formen, während die bekannten Berliner Paludinenbänke bisher das Gegenteil gezeigt haben. Danach hätten wir in unserer weiteren Umgebung zwei verschiedene Paludina-führende zwischen-eiszeitliche Horizonte. An Landschnecken kamen bei Phöben noch Hyalinen vor. (Da die Funde von Landkonchylien aus dem Interglazial bei uns selten sind, darf ich wohl daran erinnern, daß ich der Erste war, der vor Jahren die kleine Landschnecke *Helix pulchella* Müller in dem Diluvialmergel von Alt-Geltow auffand). Vgl. Monatsberichte der D. geolog. Ges., Bd. 61, Jahrg. 1909, Nr. 2.

c. Die geologischen Verhältnisse des Spreewaldes. (Zeitschr. f. Ethnol., Heft 5, Berlin 1909). Der (eigentliche oder Ober-) Spreewald ist geologisch ein Teil des sog. Glogau-Baruther Urstromtales, eines der gewaltigen, das ganze nördliche Deutschland von der russischen Grenze bis zur Nord- und Ostsee in ost-südostwestnordwestlichen Richtung durchziehenden Talzüge, in denen die Schmelzwasser der letzten Vereisung und die Wassermassen der von Süden kommenden Flüsse ihren Weg nach Westen ins offene Meer suchten. Das Glogau-Baruther Tal trifft bei Kottbus auf das Spreetal und verläßt dasselbe hinter Lübben, um über Baruth, Luckenwalde und Genthin in das heutige Elbtal einzumünden. Südlich und nördlich wird der Spreewald von diluvialen Hochflächen begrenzt.

d. Klimaänderungen und Binnen-Mollusken im nördlichen Deutschland seit der letzten Eiszeit. (Sonderabdruck aus der Zeitschr. der D. Geolog. Ges., Bd. 62, Jahrg. 1910, Heft 2). Außer einem Literaturverzeichnis und der Wertung der Binnenmollusken zur Beurteilung beschäftigt sich diese für unsere Heimatkunde bedeutsame Schrift mit drei Kapiteln: 1. die fossilführenden Ablagerungen der letzten Glazial- und der Postglazialzeit im nördlichen Deutschland; 2. die mittel- und nord-europäischen Binnenmollusken nach ihrer heutigen Verbreitung; 3. die Gliederung der Spät- und Postglazialzeit im nördlichen Deutschland auf Grund der Binnenmollusken. — Da ich mich mit den Binnenmollusken Deutschlands seit meiner Jugend beschäftigt, und vieles über die rezenten, einiges auch über die zwischen- und nacheiszeitlichen Konchylien publiziert habe, so halte ich mich zu dem Urteil, daß diese Schrift für die Beurteilung des Tierlebens seit der letzten Vereisung, für die Würdigung der Klimaveränderungen und deren Einflusses auf den Menschen von großer Wichtigkeit ist, als berechtigt.

XVII. Aus der Taubach-Abteilung des Städtischen Museums zu Weimar lege ich den von Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. L. Pfeiffer verfaßten Führer durch die Steinzeit-Technik, welcher soeben, mit vielen Bildern ausgestattet, erschienen ist, vor. Er umfaßt in lehrreicher Weise die Feuersteinbearbeitung, das Korbflechten, das Zerlegen der Jagd- und Schlachttiere, die Fellbearbeitung, die Knochen- und

Holzbearbeitung. Ich begnüge mich mit dieser Aufzählung, da ich in der Sitzung vom 30. März d. J. S. 223—226 ausführlich über ähnliche Publikationen desselben Verfassers, insbesondere auch über die Wichtigkeit der Lagerungsverhältnisse von Taubach und Ehringsdorf für unsere heimatliche Chronologie berichtet habe. Vergl. auch meine Angaben im Monatsblatt XVIII, S. 9. Herr Kustos Möller, der mit größter Sorgfalt das Aufstellen und Vorbereiten der Fundsachen leitet, verehrte mir die herungereichte Photographie eines im Museum prachtvoll aufgestellten Hockergrabes, hockendes Skelett mit mehreren Urnen, Steingerät und Tierknochen von Kalbsrieth bei Artern.

Eine andere Publikation desselben Museums liegt Ihnen ebenfalls vor. O. Schmidt (†): „Die Sammlung von Typen fossiler und rezenter Land- und Süßwasser-Konchylien aus der Gegend von Weimar.“ Die meisten der fossilen Arten aus dem Pleistozän kommen noch lebend in der Gegend vor. Von Landkonchylien fehlen an Landschnecken *Zonites verticillus* Fér.; *Patula solaris* Mke.; *Helix Canthensis* Beyr.; *Helix Tonnensis* Sdbg.

XVIII. Der Bericht der Zentralkommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, erstattet für 1909 vom derzeitigen Vorsitzenden, Geheimrath Dr. F. G. Hahn (Berlin 1909) erwähnt, wie Sie S. 71 ersehen wollen, lobend die von mir und Robert Mielke (der Bericht sagt irrtümlich: Joh. Mielke) herausgegebene Landeskunde der Provinz Brandenburg, Band I.

D. Kulturgeschichte.

XIX. Unser korresp. Mitglied Dr. Weineck zu Roda bei Jena übersendet nachfolgendes für den Sitzungsbericht.

Einige Gründe philosophischer Art gegen die Abstammung des Menschen vom Affen.

1. Allgemein wird jetzt angenommen, daß die Menschen auf der ganzen Erde ihren Ursprung, wenn auch nicht von einem Paare, so doch von einigen wenigen über einen beschränkten Raum verstreuten Paaren genommen haben, mag man ihre Urheimat mit den älteren Gelehrten nach Zentralasien oder mit den neueren Forschern in das Rhonebecken verlegen. Zugegeben, daß in der geeigneten klimatischen Periode der Urzeit die jetzt in den Tropen des alten Kontinents so weit verbreiteten anthropoiden Affen schon gelebt haben, so wäre es doch überaus wunderbar, daß nur an einem Punkte und nur einmal oder allenfalls an einigen wenigen Stellen sich ein Paar derselben oder einige wenige zu Menschen entwickelt haben sollten und gerade auch je ein zusammenlebendes männliches und weibliches Individuum, und die ungeheure Mehrzahl nicht.

2. Und, was damit zusammenhängt, nicht weniger zu verwundern wäre es, daß seitdem diese Entwicklung der sogen. Menschenaffen aufgehört hätte und gänzlich abgebrochen wäre, daß seit Jahrhunderttausenden Gorilla, Schimpanse, Orangutan und Gibbon „auf den toten Strang geraten sind und, obwohl sie unter Menschen leben und deren Beispiel sehen, Affen bleiben“ (Friedel), ja daß selbst aus dem famosen *Pithecanthropus erectus*, dieser übel zusammengebrochenen Stütze jenes Irrglaubens, dessen Gleichzeitigkeit mit dem Diluvialmenschen übrigens geologisch widerlegt ist, kein richtiger Mensch hat werden wollen.

3. Wenn jene Abstammung und so nahe Verwandtschaft wirklich stattfände, so müßte doch auch eine wirkliche Verständigung zwischen dem Menschen und den höchst entwickelten Affen, seinen Vettern von der älteren Linie, beiderseitig möglich sein, nicht nur ein allgemeines Verständnis des Ausdrucks der Gefühle und des Begehrens oder einzelner in gleicher Weise immer wieder an die Tiere gerichteter und von bezeichnenden Mienen und Gebärden begleiteter Worte, sondern eine gegenseitige deutliche Mitteilung der Gedanken, also durch die Sprache, dies besondere Mittel für den Gedankenaustausch. Alle Menschen ohne Ausnahme können sich durch dieselbe verständigen; auch die auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Völker lernen die Sprache der höchstkultivierten verstehen und gebrauchen, und zwar vollkommen, wenn sie lange genug in deren Lehre sind, und umgekehrt können diese sich mit jenen sehr bald in ihrer Sprache verständigen und darin auch noch unbekannte Vorstellungen und abstrakte Begriffe durch Weiterbildung ihrer Sprache beibringen, wie das besonders die Tätigkeit der Missionare zeigt. Noch niemals aber hat auch der höchstentwickelte Affe mit den Menschen sprechen gelernt. Die Sprache ist eben ein spezifisch menschliches Verständigungsmittel als das feinste Organ des menschlichen Geistes.

4. Dazu kommt endlich und vornehmlich (Eucken) die selbstbewußte und sich selbstbestimmende, freie Persönlichkeit des Menschen, die nicht ausschließlich unter der naturnotwendigen Kausalität des Trieblebens und der Außenwelt steht, wie der Monismus konsequenter Weise will, sondern nach frei gewählten Zwecken handelt und bei sich gleichbleibenden Anlagen auf stete Vervollkommnung des Individuums wie der Rasse angelegt und gerichtet ist, was sich in der stets fortschreitenden Kultur der Menschheit und der einzelnen, auch der rohesten Völker zeigt und im Individuum über die hier mögliche Stufe hinausweist. Sie fehlt trotz z. T. hochentwickelten Verstandes und Gemütes den Tieren entschieden. Nimmt man zu diesen rein aus dem Denken sich ergebenden Gründen noch die naturwissenschaftlichen hinzu, z. B. den vom Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel kürzlich erst hervorgehobenen, daß die bei allen Affen vorspringenden Eckzähne auch den rohesten Diluvialmenschen fehlen, so ist die prinzipielle Scheidung zwischen Menschen und Affen nicht abzuweisen, und der Mensch

erscheint, wie Reinke nach Branca es treffend ausdrückt (Naturw. Vorträge Heft 4 S. 23), „als gleichsam ahnenloses Wesen auf unserm Planeten“, selbstverständlich, weil etwas nur aus gleichartigem hervorgehen kann. Da man nun bei dem heutigen Stand der Wissenschaft auch für den Menschen die Tatsache der Entwicklung, vielleicht von einer Urzelle aus, zugeben muß, so bleibt nur übrig im Gegensatz zur monistischen Konstruktion dualistisch anzunehmen, daß bei dem Uranfang des Menschen vom Schöpfer zugleich mit dem Materiellen nicht nur ein Supramaterielles, sondern ein spezifisch Menschliches als Keim gesetzt ist (Reinke), woraus sich schließlich der homo sapiens, die freie menschliche Persönlichkeit, entwickelt hat.

XX. Aus der vorliegenden Praehistorischen Zeitschrift Bd. II, 1910, Heft 1 mache ich aufmerksam auf A. W. Brögger: Eine Rentierhorn-Waffe aus dem Westhavellande, wobei die dort im Wiesensee nicht selten vorkommenden Knochenharpunen zwar erwähnt, ihrem Alter nach im Verhältnis zu den bearbeiteten märkischen Rentierknochen aber als noch nicht stratigraphisch definierbar erklärt werden. Alles Fundstücke des Königl. Museums, ich erinnere aber daran, daß auch das Märkische Museum aus der Gegend von Brandenburg und vom Teltowkanal bearbeitete Rentierhorngeweihstücke besitzt. — Herr H. Busse bespricht die schon öfter erwähnten Gruben mit Hockerbestattung und Flachgräber auf dem großen Reihwerder im Tegeler-See und Hans Virchow die dabei gefundenen Schädel.

Herr Hermann Busse überreicht ferner einen Separatabdruck für unsere Bücherei und fügt einen Separatabdruck über einen dieselben Funde behandelnden Vortrag in der Berliner Anthropol. Ges. bei, wonach er dieselben einem germanischen Stamme aus der Zeit vom 15. bis 10. Jahrh. vor Chr. zuweist.

Ein Separatabdruck eines Vortrags Hermann Busses aus derselben Zeitschrift Heft 5, 1909 wird mitgeteilt, betreffend ein Hügelgrab bei Diensdorf am Scharmützelsee, Kreis Beeskow-Storkow, wo Herr Busse seit Jahren wertvolle prähistorische Schätze erhoben und in seinem höchst sehenswerten Privatmuseum in Woltersdorfer-Schleuse aufgestellt hat. Buckelurnen vom älteren Typ der Niederlausitzer Kultur, etwa 14.—12. Jahrh. vor Christus. Herrn Busse danken wir verbindlichst.

XXI. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark, Organ des Altmärkischen Museum-Vereines zu Stendal, von Paul Kupka Bd. II. Wie Sie ersehen wollen, interessante Beiträge von der neolithischen, Bronze- und Eisenzeit aus der Feder des genannten Forschers.

XXII. U. M. Herr Dr. A. Kiekebusch überreicht einen Aufsatz von ihm „Die Ausgrabung einer vorgeschichtlichen Dorfanlage bei Buch“ in der Voss. Ztg., Sonntagsbeilagen vom 14. u. 21. August 1910

als einen neuen Beitrag zur Erforschung der Kultur während der Bronzezeit. Ich verweise auf die sehr ausführlichen Angaben desselben Autors im Monatsblatt XVIII, S. 409 flg. und auf seine freundliche Führung bei der Brandenburgia-Versammlung in den Ausgrabungsstätten bei Buch am 3. April d. J. Da über diese Versammlung ein gedruckter Bericht nicht vorliegt, entnehme ich mit Zustimmung des Verfassers einiges dem Artikel vom 21. August 1910.

Die Häuser sind übrigens von ganz verschiedener Größe; sie haben teils 20, meist 30—40, zuweilen aber auch 60—80 Qmtr. Flächenraum; jedenfalls Platz genug für eine Familie. Denn selbstverständlich müssen wir annehmen, daß sich das Leben unserer Vorfahren nicht nur im Hause, sondern weit mehr im Freien abspielte als unser heutiges Leben. Und bedenken wir gar, wie eng die Räume sind, welche den niederen Schichten der heutigen Großstadtbevölkerung zur Verfügung stehen, die doch nicht so glücklich ist, in der freien Natur zu weilen, wenn sie über die Schwelle tritt, dann wird jeder zugeben müssen, daß selbst die kleineren Häuser in Buch den Bedürfnissen einer Familie durchaus genügen konnten.

Auch über die Bauweise der Häuser geben uns die Funde hinreichende Auskunft. In den Pfostenlöchern findet man nicht selten an der Stelle, wo der Pfosten gestanden haben muß, Erde, die anders gefärbt ist als die des Pfostenloches selber. Schon auf diese Weise kann man beurteilen, wie stark der Pfosten war, und ob man ihn vor dem Einsetzen zugespitzt hatte oder nicht. Meist ist die Erde auch lockerer als der um den Pfosten herum festgestampfte Boden. Doch diese feinen Unterschiede in der Färbung und der Festigkeit des Bodens zeigen sich nur dem geübten Auge; sie machen sich nur einem scharfen Beobachter bemerkbar und würden bei der weitverbreiteten Zweifelsucht, die den Forschungen der Altertumswissenschaft und namentlich der heimischen Altertumswissenschaft entgegengebracht wird, nicht ausreichen, auch jeden Laien oder jeden weniger guten Beobachter von dem Vorhandensein der Spuren eines Pfostens zu überzeugen. Es gibt auch hier Leute, die nicht sehen wollen, und solche, die nicht sehen können. Für beide bedarf es stärkerer, handgreiflicherer Beweise. Aber auch diese stehen in Buch zur Verfügung.

Die Erbauer der bronzezeitlichen Häuser von Buch wußten ebenso gut, wie unsere Gärtner und Zimmerleute es wissen, daß ein Baum- oder Zaunpfahl oder ein Hauspfosten der Fäulnis besser widersteht, wenn er vor dem Einsetzen ins Feuer gelegt und schwach angebrannt wird. Kohle ist geradezu unverweslich. Eine ganze Reihe von Pfosten waren stark „angekohlt“ und haben sich durch die Jahrtausende hindurch so gut erhalten, daß man ihre Umrisse noch genau erkennen konnte. Schneidet man ein Pfostenloch mit einem derartig erhaltenen Pfosten horizontal an, so bemerkt man in der Mitte einen Kreis von senkrecht stehenden Kohlenstückchen, die nach innen zu sogar noch deutlich braune Holzmaser zeigen,

an der man erkennen kann, ob man einen Kiefern- oder Eichenstamm vor sich hat. Ein Pfosten war sogar noch von der Oberfläche bis zur Spitze hinunter in seinem ganzen Umfange erhalten. An ihm sah man auch die Axthiebe durch die er bearbeitet war. Im Innern war auch dieser Pfosten in Verwesung übergegangen. Die so entstandene Höhlung wurde nach und nach dadurch ausgefüllt, daß von oben her Erde hinuntergespült oder nachgefallen war. Mit der Erde sank natürlich alles hinunter, was sie enthielt, und so fanden sich auch mitten in der Pfostenhöhhlung einige kleine Steinchen.

Die starken Holzpfosten stützten die Wände und trugen das Dach. Sie waren untereinander verbunden durch armstarke Rundhölzer, die dicht übereinander lagen und an den Pfosten durch Rutengeflecht befestigt waren. Die Holz- und Flechtwand, die große Ähnlichkeit hat mit dem noch heute in unsern Bauerndörfern angewandten Fachwerkbau, wurde mit Lehm beworfen und außen geglättet. Der Lehm quoll durch die Fugen der Rundhölzer und des Flechtwerkes hindurch, wurde auch auf der Innenwand des Hauses glattgestrichen und war so imstande, Sturm, Regen und Kälte ebensogut abzuhalten wie unsere modernen Ziegelwände.

Woher kennen wir denn aber den Bau der Wände so genau? Der Lehmewurf niedrigerer und verfallener Häuser wird in gar nicht langer Zeit durch die Einflüsse der Witterung vollkommen aufgelöst. Selbst von einem gut gebrannten Mauerstein bleibt nichts übrig, wenn er auf der Straße liegt und allen Unbilden der Witterung und des Verkehrs ausgesetzt ist. Was sollte da von den Lehm- und Holzwänden der Häuser von Buch übrig geblieben sein? Einige dieser Häuser sind nicht langsam verfallen oder abgerissen worden, sondern einem Brande zum Opfer gefallen, was bei der leichten Bauweise nicht zu verwundern ist. Dabei wurde der Lehm vom Feuer gehärtet und dadurch widerstandsfähiger. Kamen nun andere günstige Umstände hinzu, so erhielt er sich bis auf heute. Es sind ganze Haufen von Lehmewurf zerstörter Wände gefunden worden. Die Rundhölzer und Ruten sind vergangen, aber in dem gehärteten Lehm kann man noch genau die Abdrücke erkennen.

An der Peripherie der Ansiedlung, wo die Häuser nicht so dicht nebeneinander lagen, und wo viele Plätze nur einmal bebaut waren, ließ sich auch die Umgebung der einzelnen Hütten genau beobachten. Nicht weit vom Hause entfernt zog sich oft eine Reihe von Pfostenlöchern rings um das Haus herum. Es sind die Reste einer Umfriedigung, eines Zaunes. Ich habe ihn bei einer ganzen Anzahl von Hütten festgestellt und zuweilen das Haus selbst auf der konkaven Seite des vorher entdeckten Zaunes gesucht und gefunden. — Sind wir so über das Einzelhaus einigermaßen im klaren, so interessiert uns die Frage: Wie lagen die Häuser zueinander? Lag Plan in der ganzen Dorfanlage oder baute jeder, wie es ihm gefiel?

Erschöpfend läßt sich diese Frage erst beantworten, wenn die ganze Ansiedlung gründlich untersucht worden ist. Im Nordwesten des Dorfes lagen die Häuser regellos nebeneinander. Ein bestimmter Plan wurde nicht innegehalten. Dagegen fand ich im Nordosten einen Teil des Dorfes regelrecht angelegt. Hier muß ein starker Wille viele in seinen Bann gezwungen haben. Ganz am äußersten Ende lag eine große Halle von 60 qm mit einem stattlichen Steinherd im Hauptraum. An diese Halle schlossen sich fast unmittelbar und in Reih und Glied nebeneinander etwa 10 kleinere Häuser an, deren Wände genau gleichen Abstand von der Wand des Nachbarhauses hielten. Die Hinterwand der einzelnen kleinen Gebäude trat bald mehr zurück oder sprang etwas weiter aus der Reihe vor. Jedes dieser Häuser hatte einen besonderen Herd, in den meisten Fällen nur eine Herdgrube, eines besaß auch einen Steinherd, und das erste neben der großen Halle gelegene kennzeichnete sich durch zwei große Steinherde, die den ganzen Raum einnahmen, als Küchenhaus.

Die ganze Ansiedlung ist augenscheinlich nicht durch eine einzige Katastrophe zugrunde gegangen, sondern nach und nach wohl aufgegeben worden. Aus welchem Grunde, das läßt sich heute noch nicht sagen. Jedenfalls haben die letzten Bewohner Gelegenheit gehabt, ihre wertvollere Habe in Sicherheit zu bringen. Was an Geräten und Schmucksachen gefunden wurde, das ist den einstigen Besitzern entweder verloren gegangen oder von ihnen achtlos liegen gelassen worden. Trotzdem ist die Ausbeute schon recht erfreulich. Die Funde von Buch bedeuten für das Märkische Museum eine beträchtliche Bereicherung an wertvollen Altertümern aus der Bronzezeit. Am reichsten ist natürlich auch hier wieder die Keramik vertreten in all den mannigfaltigsten Formen und mit all den eigenartigen Ornamenten geschmückt, die ja der jüngeren Bronzezeit eigen sind. Nicht etwa nur Scherben, sondern auch ganze Tongefäße wurden gefunden und zwar in jeder möglichen Form und Größe. Das kleinste Gefäß ist etwa 4 cm hoch, das größte mindestens 50 cm und nähert sich in Form und Größe unsern kupfernen Waschkesseln. Eben diese umfangreichen Gefäße wurden ja als Vorratsgefäße in die Erde eingelassen und womöglich noch mit einer Lehmschicht festgemauert. Am zahlreichsten sind jene kunstvoll geformten und ausnahmslos sorgfältig verzierten Deckel gefunden worden, die in dieser Fülle und Mannigfaltigkeit bisher überhaupt noch nicht bekannt geworden sind. Jeder von ihnen hat zwei kleine Löcher, durch die eine Schnur gezogen war, um den Deckel am Henkel des Gefäßes zu befestigen. Alle Tongefäße sind mit der Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe gearbeitet. Außer den Gefäßen und Gefäßresten selber fanden sich zwei Tonfiguren, eine Tier- und eine Vogelfigur, die innen hohl sind und wahrscheinlich als Öllämpchen gedient haben. Diese Versuche plastischer Darstellung sind jedoch roh und un gelenk wie fast alle bisher bekannten Tierfiguren aus der jüngeren Bronzezeit. Eine Ausnahme bilden

allenfalls die Pferdeköpfe an den Griffenden der Bronzemesser. Die Geschicklichkeit der Bronzezeitleute in der Herstellung von Skulpturen war gewiß nicht groß. Um so merkwürdiger und bedeutsamer ist darum ein Fund, der erst in den letzten Tagen in unmittelbarster Nähe einer Herdstelle gehoben werden konnte. Es handelt sich um Kopf und Hals einer Tierfigur aus Ton. Zwar läßt sich auf den ersten Blick nicht mit unbedingter Sicherheit behaupten, welches Tier dargestellt werden sollte. Von vorn gesehen, erinnert der Kopf — namentlich durch die tief eingebohrten Augen — an einen Fuchs oder einen Hund. Auf letzteren ließe auch das durch einige Linien angedeutete Halsband schließen. In der Seitenansicht ist dagegen die Ähnlichkeit mit den Tieren aus dem Hundegeschlecht nicht so groß, und namentlich der lange Hals läßt vermuten, daß der darstellende Künstler etwa an ein Reh gedacht habe. Immerhin ist der Kopf recht geschickt gearbeitet und wirkt äußerst lebensvoll. Auf jeden Fall wird dieses interessante Stück die Prähistoriker noch viel beschäftigen.

Zu den Geräten aus Ton gesellen sich solche aus Horn und Knochen. Hierzu gehören namentlich Ackerbaugeräte, die aus Hirschgeweih gefertigt sind. An der Durchbohrung sowie an der Abnutzung der schräg geschnittenen Schneide läßt sich erkennen, daß wir es mit Hacken und nicht etwa mit Waffen oder Setzkeilen zu tun haben. Neben diesen Hacken hat sich auch ein durchbohrter Knochenhammer gefunden, der vom Bahnende bis zur Schneide mit Punktkreisen verziert ist, d. h. mit Kreisen, deren Mittelpunkt ebenso tief eingestochen worden ist wie die Peripherie eingerissen wurde. Die Punktkreise können nur mit einem zirkelartigen Instrument hergestellt worden sein. Daß die Bevölkerung der Bronzezeit auch Ackerbau trieb, unterliegt keinem Zweifel mehr. Schon während der Steinzeit baute man in Nord- und Mitteleuropa Hirse, Weizen und Gerste an. Die Anschauung, daß der Getreidebau oder gar der Ackerbau überhaupt erst durch die Römer nach Germanien gebracht worden sei, ist eines der verkehrten Vorurteile, die auf Überschätzung der Einflüsse klassischer Völker auf den Norden beruhen.

Neben dem Ackerbau trieb man damals auch schon Viehzucht. Alle unsere Haustiere waren bereits bekannt. Unter den Knochen, die sich geradezu zahllos in Herd- und Abfallgruben fanden, kommen besonders solche vom Rind, Schwein und Pferd vor. Aber auch Schafe und Ziegen werden schon gezüchtet. Auf einem Steinherde ließen sich große Bruchstücke eines Tongefäßes finden, dessen Wände vom Rande an siebartig durchlöchert sind. Ein derartiges Gefäß wurde — wie noch heute — bei der Käsebereitung verwendet. An die Schafzucht erinnern auch schwere, kegelförmige und oben durchlochte Webegewichte, die dazu dienten, die Kettenfäden des einfachen Webestuhles straff nach unten zu ziehen. Diese Webegewichte fehlen weder bei dem Webstuhl der Penelope auf dem bekannten Vasenbilde, noch bei einfacheren Webstühlen wie sie

auch heute — namentlich in Schweden — noch in Gebrauch sind. Wollene, gut gewebte Kleider aus der Bronzezeit sind uns längst bekannt und in Hügelgräbern gar nicht selten sehr gut erhalten. Flachs ist für diese Zeit noch nicht sicher erwiesen. Daß das Pferd nicht etwa nur Schlachttier war, davon zeugt einer der interessantesten und seltensten Funde von Buch, eine knöcherne Stange vom Pferdegebiß, die dreimal durchbohrt ist, und zwar oben und unten zur Befestigung der nach hinten gehenden Zügel und in der Mitte für den durch das Maul sich hindurch ziehenden Teil des Zaumes. Auch Kleingeräte aus Knochen sind gefunden worden, die als Pfeilspitzen, zum Einritzen der Verzierung auf Tongefäßen oder auch zum Glätten der letzteren verwendet worden sind.

Aber ist denn in einer Ansiedlung aus der Bronzezeit nicht vor allem Bronze zu erwarten? Bronze war natürlich stets ein kostbares Metall. Man ließ es nicht achtlos liegen. Dennoch haben sich schon einige Schmucksachen und Geräte finden lassen, so einige Fingerringe, Bruchstücke von zwei Armringen, von denen einer gedreht ist, Bronzedraht, einzelne Blättchen, zwei Nadeln, von denen die eine dem Typus der sogenannten Rollennadeln angehört, und das schönste Stück ist ein Bronzemesser mit schön geschweifeter Klinge und aufwärts gerichteter Spitze. Ein ähnliches Messer lag ja auch im Königsgrabe zu Seddin. Der Griff des Messers ist nicht mehr vorhanden. Er bestand also aus vergänglichem Material. Das Messer selber ist jedoch sehr gut erhalten und mit jener prächtigen Patina überzogen, die wir an allen alten Bronzen kennen. Auch diese kunstvoll gegossenen Bronzen sind nicht etwa eingeführt. Die Träger der nordischen Bronzekultur waren unübertroffene Meister im Bronzeguß. Auch über dieses Kapitel der vorgeschichtlichen Kunstfertigkeit habe ich ja ausführlich geschrieben bei Besprechung des Gießereifundes von Spindlersfeld im Märkischen Museum (Sonntagsbeilage der „Voss. Ztg.“ 14. Februar 1909).

Die ganze vorgeschichtliche Ansiedlung liegt nordwestlich von Buch auf einer freien, hochgelegenen Fläche, die rings von Niederungen, von Sumpf und Bruch umgeben ist. In vorgeschichtlicher Zeit war dieses Gelände zweifellos ganz von Wasser eingeschlossen. So waren die Bewohner des Dorfes nicht nur vor plötzlichen Überfällen geschützt, sondern besaßen zugleich auch in den fischreichen Gewässern der Umgebung eine weitere Quelle des Nahrungserwerbes. Sie lebten vom Fischfang, von Viehzucht und Ackerbau und selbstverständlich von der Jagd. Besonders Hirschgeweihstangen und Rehkronen legen Zeugnis von den Erträgen des Waidwerks ab. — Alle diese Vorkommnisse hatte Herr Dr. Kiekebusch die Güte, uns bei der beregten Versammlung am 3. April d. J. nachzuweisen.

XXIII. Herr Mittelschullehrer Karl Waase, einer unserer lebenswürdigen Führer in Neu-Ruppin überreicht 2 Separatabdrücke aus „Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Organ der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“:

a) das Flachgräberfeld von Kantow, Kreis Ruppín, aus jüngerer Bronzezeit, etwa 1200—800 v. Chr. — b) mit Herrn Rektor Wilhelm Bartels zusammen verfaßt: „Die Burgwälle des Ruppiner Kreises“, eine überaus mühevollen Arbeit, worin nicht allein die wirklichen, sondern auch die fälschlich als solche aufgeführten Burgwälle genau beschrieben werden. Auch aus dem anstoßenden Kreisgelände sind einige aufgeführt.

XXIV. Die deutschen Ortsnamen im Nordostdeutschen Kolonialgebiet. Von Prof. Dr. F. Curschmann in Greifswald. Stuttgart bei Engelhorn 1910. Eine überaus fleißige Arbeit, die auf 183 Seiten ein ungemein reichhaltiges Material zusammenträgt, das dennoch, selbstverständlich, nicht ganz lückenlos ist. Für uns, da die Provinz Brandenburg ausgiebig herangezogen wird, von großer Bedeutung. Die ältesten Bewohner des heutigen Ostdeutschland, von denen wir sichere Nachricht haben, waren germanische Stämme: Sueben, Vandalen, Burgunder, Goten u. a. Zu ihrer Zeit, sagt Curschmann, muß der Boden des Landes mit topographischen Namen in ihrer Sprache, d. h. in altgermanischen längst verklungenen Dialekten, bedeckt gewesen sein:

I. Periode.

II. Die slawische Periode zwischen 2. und 6. Jahrhundert n. Chr. scheidet hier aus.

III. Periode vom 10. Jahrhundert bis zum Ende des Mittelalters. 80 bis 90 Prozent aller heute noch vorhandenen rein deutschen Ortsnamen wären damals entstanden.

IV. Periode vom 16. Jahrhundert bis heute.

Curschmann geht nun methodisch so vor, daß er die Namen der IV. Periode voranstellt, dann die der I. betrachtet. Der Rest fällt alsdann auf Periode III.

Die Periode I, altgermanische Zeit, fällt naturgemäß, insbesondere für die Provinz Brandenburg, sehr mager aus. Besonders bemerkenswert sind die Flußnamen des Wendenlandes (S. 119). Trotzdem fast das ganze Flußgebiet der Elbe jahrhundertlang in unbestrittenem Besitze der Slawen war, trägt doch der Hauptstrom selbst, wie die Mehrzahl seiner Nebenflüsse, ausschließlich deutsche Namen. Deutsch sind die Namen von Havel, Elster — Schwarze Elster und Weiße Elster, Nebenfluß der Saale — Ihle, Ehle, Stremme, kleinen Flüssen im Jerichowschen. Nicht ganz zweifelsfrei, aber wahrscheinlich ist der deutsche Ursprung bei der Spree, Saale, Mulde und Moldau; auch der Name der Oder ist deutsch.

Merkwürdiger ist, daß der deutsche Name für den hochragenden Harlungerberg bei Brandenburg, der von einem sagenhaften Herrscher-geschlechte der Harlunger abgeleitet sein soll, die slawische Zeit überdauert hat.

Die um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßten *Annales Pegavienses* beginnen ihre Genealogie Wiperts von Groitzsch wie folgt: „Emelricus, rex Theutoniae, Dietmarum Verdunensem et Herlibonem Brandenburgensem fratres habuit, Herlibo tres filios, scilicet Emelricum, Vridelonem et Herlibonem qui Harlongi sunt nuncupati, genuit.“ Der sagenhafte Bericht geht natürlich auf ältere Tradition zurück, und wo man das Geschlecht der Harlongi lokalisierte, gab es sicher auch einen Harlunger Berg. Seelmann leitet (*Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf.* XII, 54) den Namen der Harlunger vom Stammesnamen der Heruler ab und macht in diesem Zusammenhange darauf aufmerksam, daß auch, noch dem 11. Jahrhundert angehörige, Glossen zu Adam von Bremen von den Herulern an der Havel wissen. Zu den Worten des Schriftstellers „Heveldi qui iuxta Habolam fluvium sunt“ machen sie den Zusatz „vel Heruli.“

S. 120: Längst ist es aufgefallen, daß drei bedeutende Festen der Slaven, Brandenburg¹⁾, Havelberg²⁾ und Mecklenburg³⁾ uns auch in der Zeit vor ihrer Besetzung durch die Deutschen nur unter ihren deutschen Namen bekannt sind. Der Schluß, daß hier Namen aus vor-slawischer Zeit erhalten sind, liegt nahe, doch wird man vorsichtig sein müssen und auch die Möglichkeit nicht ausschalten dürfen, daß es sich nur um Namen handelt, die die Deutschen ihnen bekannten, besonders wichtigen Plätzen des Wendenlandes neben den einheimischen slawischen Bezeichnungen gegeben haben⁴⁾.

Etwas anders liegt die Sache schon bei dem Namen des Dorfes Geltow bei Potsdam. Die slawisch klingende Endung ist erst in neuester Zeit — ein Fall der Analogiebildung — dem Ortsnamen angehängt worden. Noch Fidicin, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb, gibt ausdrücklich als die richtige, d. h. volkstümliche Form „Gelta“ an und im späteren Mittelalter hat der Ort auch immer Gelt oder Gelte geheißen.⁵⁾

¹⁾ Der Harlunger Berg zuerst nur wenige Jahre nach der endgiltigen Eroberung Brandenburgs (1157) erwähnt: 1166 „Harlungberg“, 1179 „Harlungeberg“. Riedel A. VIII, 101 Nr. 19 u. 111 No. 24. — Brandenburg, zuerst urkundlich erwähnt in der Stiftungsurkunde des Bistums Brandenburg 948, als „Brendanburg“; weitere Namenformen, Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 151. Seelmann a. a. O., S. 54, bringt den Namen Brandenburg in Verbindung mit dem herulischen Volksstamme der Brenden oder Brandinge.

²⁾ Zuerst 948 in der Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg, als „Havelberg“.

³⁾ Zuerst erwähnt als Datierungsort einer Urkunde Otto III als „Michenburg“.

⁴⁾ Erhalten sind solche Namen nicht, was man dafür ausgegeben hat — angeblich altslawische Namen für Brandenburg: Brannibor, Sgorzelica — sind Fälschungen späterer Zeit. Vergl. was u. M. Tschirch, *Brandenburgia V* (1896), 276 flg. sagt: Es ist geradezu widerwärtig, besonders vom nationalen Standpunkt aus, daß Deutsche sich immer wieder des abscheulichen, unwahren, völlig frei erfundenen Namens Brennabor bedienen.

⁵⁾ Auf dieses Beispiel hat unser Mitglied Prof. Dr. Seelmann (a. a. O. XII, 24) zuerst aufmerksam gemacht. Vgl. Fidicin in *Territorien der Mark Brandenburg II*. T. S. 88; der Band ist 1858 erschienen. Ich habe mich seit 1851 auch vielfach in und bei Geltow aufgehalten und kann nur bestätigen, daß man häufig den Namen „Gelte“ aussprach (E. Friedel).

Die älteste überlieferte Namensform von 993 lautet Geliti.¹⁾ Die Endung —iti aber ist sehr alt, typisch für das Gebiet der Friesen, Sachsen und Thüringer.²⁾ Hier also scheint man, wenn nicht alles trügt, bemerkt Curschmann, einen Ortsnamen vor sich zu haben, der, aus germanischer Zeit stammend, die Slawenzeit überdauert hat. Ob es mehr solcher Namen gibt? Wahrscheinlich, hier müßte die besonnene Forschung einsetzen. (S. 121.)

Das Gebiet der Neubenennungen, Periode IV, ist schier unerschöpflich und vermehrt sich beständig. Ich erinnere z. B. an das unserm Gönnermitglied Richard Pintsch gehörige Gut Palmniken bei Fürstenwalde (nach der bekannten Bernstein-Ortschaft bei Königsberg i. O. benannt) und Nobelshof auf dem rechten Spreeufer bei Oberschönweide, Niederlage von Benzin und Petroleum nach dem bekannten schwedischen Industriellen Nobel benannt.

Im übrigen verweise ich auf die gedankenvolle, zum Weiterforschen anregende schöne Arbeit Curschmanns selbst.

XXV. Von den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte lege ich Bd. 23, 1. Hälfte 1910 vor und mache auf 2 interessante Aufsätze darin aufmerksam.

Justus von Gruner: Die geheime polizeiliche Überwachung des Generals von Scharnhorst im Jahre 1812. — In seiner berühmten Denkschrift vom 6. Januar 1812 hatte einer der Führer der Franzosenpartei der seit dem Frieden von Tilsit Napoleon treu ergebene Fürst Hatzfeld, dem Staatskanzler Sack, unsern Scharnhorst, Gruner, Gneisenau, Bogen und Stägemann als Männer bezeichnet, welche von den Geschäften und aus Berlin entfernt gehalten werden müßten. Besonders Scharnhorst als Mitglied des Tugendbundes war den Französlingen verhaßt und man suchte ihn seitens der Kamarilla möglichst bei dem schwachen schwankenden König zu verdächtigen.

Ebenso klägliches entnehmen wir Julius v. Pflugk-Harttung. Bülow's Bericht über die Schlacht bei Groß-Beeren und die preußische Zensur. Letztere unterdrückte nach Kräften, den Bericht des Siegers von Groß-Beeren dem eiteln Kronprinzen von Schweden zu Liebe, demselben Reklamehelden gegenüber, der, wenn es nach ihm gegangen wäre, Berlin den Franzosen preisgegeben hätte.

XXVI. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Aus der Sitzung vom 13. April d. J. sei folgendes erwähnt: Unser Mitglied Herr Prof. Dr. Bardey besprach: „Die dörflichen Verhältnisse der Mark Brandenburg und ihrer geschichtlichen Entwicklung“, indem er hauptsäch-

¹⁾ Ein thüringischer Ort „Gelitki“ kommt 953 vor.

²⁾ Vgl. Näheres bei Förstemann, Deutsche Ortsnamen, S. 227, wo auch zwei Orte dieser Gruppe im nordöstlichen Deutschland schon bei Ptolemaeus nachgewiesen werden.

lich die Geschichte des havelländischen Dorfes Lenzke zugrunde legte. Als Albrecht der Bär im Jahre 1150 in dem slawischen Lande deutsche Ordnung schuf, erhielten die Ortschaften ihre bestimmten Feldgrenzen. Die Feldmark wurde in Hufen aufgeteilt. Einen großen Teil derselben behielt sich in Lenzke der Landesherr vor und verband ihn mit dem Besitz von Wassermühlen, die wahrscheinlich durch holländische Ansiedler angelegt waren. Dieses Gut wurde später durch einen Amtmann verwaltet. Außerdem wurden in Lenzke vier Rittersitze begründet. Die Grundbesitzer behielten aber nur einen Teil der Hufen in eigener Bewirtschaftung, den anderen übergaben sie gegen Abgaben und Lohndienste ihren Untertanen, den Bauern. So entstanden die erbuntertänigen Bauerngüter neben den freien Rittergütern. Die Bauern waren im Havellande nur zum geringen Teil persönlich freie Leute auf herrschaftlichen, mit Dienst und Zins belasteten Gütern. Größtenteils waren sie Hörige oder Eigenleute, die dem Grundherrn gehörten. Zum Zeichen hierfür mußten sie neben den sonstigen Fronen und Abgaben das Rauchhuhn von jedem Herd, das Heiratsgeld für die Erlaubnis zum Heiraten und das Besthaupt, das beste Stück Vieh im Sterbefalle, an den Leibherrn entrichten. Laut Urkunde von 1294 wurde Lenzke wie das ganze Ländchen Bellin vom Markgrafen an den Bischof von Havelberg verkauft. Es trat nun das wunderliche Verhältnis ein, daß der weltliche Landesherr der jedesmalige Bischof von Havelberg war, während die geistliche Obergewalt der Bischof zu Brandenburg führte, zu dessen Sprengel das Ländchen Bellin mit seinen geistlichen Stiftungen gehörte. Jedoch änderte sich die Sache laut einer lateinischen Urkunde von 1337, nach welcher der Bischof Theoderich von Havelberg zwei Drittel des dem Bistum von Brandenburg zustehenden Zehnten für eine Abfindungssumme von 100 Mark Silber erwarb, wogegen das eine Drittel des Zehnten den Pfarrern wie bisher verbleiben sollte. Durch die Reformation ging das Dorf wie das ganze Bistum Havelberg an den Kurfürsten über. Erster evangelischer Pfarrer in Lenzke war Jakob Eichholz, der auf allgemeinen Befehl des Kurfürsten Johann Georg 1574 das erste Kirchenbuch anlegte, das, wie es selten ist, durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges hindurchgerettet worden und noch erhalten ist. In den lateinisch gemachten Eintragungen mit Stellen aus Ovid, Seneca und Petrarca zeigen sich dieser Geistliche und sein Nachfolger Valentin Retzloy, ein Sohn des Bürgermeisters von Berlin, als hochgebildete Männer. Die vier Rittergüter befanden sich in den Händen derer von Lenzke, von Döberitz, von Bellin und von Eichstädt, deren Güter um 1762 zu zweien verschmolzen. Die Familie von Döberitz scheint katholisch geblieben zu sein. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird im Kirchenbuch zuerst ein Küster zugleich als Schulmeister aufgeführt. Des weiteren verbreitete sich der Vortrag mit Seitenblicken auf andere Dörfer und ins allgemeine über das christliche Gemeindeleben, die Rechte der Grundherren und die bäuer-

lichen Verhältnisse bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

In der Sitzung vom 11. Mai d. J. behandelte Herr Baurat Kohte die Ausgänge des mittelalterlichen Ziegelbaues. Den Anlaß zu diesem Thema gab ihm das Rathaus in Jüterbog, über welches er in der Zeitschrift für Bauwesen eine Aufnahme und geschichtliche Untersuchung nebst Bericht über die von ihm geleitete Wiederherstellung veröffentlicht hat. Jüterbog, 1174 gegründet, ist eine der ältesten Städte des ostdeutschen Kolonialgebietes; die Bauwerke der Stadt wurden aber nach dem Brande von 1478 sämtlich erneuert. Das Rathaus wurde mit dem in den Markt hineinspringenden mittleren Vorbau um 1480 begonnen, und zwar in engem Zusammenhange mit gleichzeitigen Ziegelbauten in Jüterbog, Berlin, Brandenburg und Tangermünde. Nach zeitweiliger Unterbrechung der Bauarbeiten wurde der gestreckte Hauptkörper des Rathauses mit den beiden stattlichen, jetzt wiederhergestellten Giebeln über der östlichen und der westlichen Schmalseite ausgeführt; dies geschah, wie die Stadtbücher angeben, etwa in den Jahren 1495 bis 1508; als Baumeister nennt sich 1499 Simon Nennenkind. Die Formgebung dieses Bauteils verläßt die strenge Weise des Ziegelbaues, folgt vielmehr Einflüssen des Werksteinbaues und verwendet auch den Werkstein selbst.

Eine vereinfachte Wiederholung des Jüterboger Rathauses ist das in Fürstenwalde vom Jahre 1511, welches kürzlich eine vom Standpunkte der Denkmalspflege nicht zu billigende Erneuerung erfahren hat. Aus der Mark sind aus dieser Spätzeit noch zu nennen die Pfarrkirche in Bernau und die Klosterkirche in Frankfurt. Der Ziegelbau dringt nunmehr auch in das Gebiet des Werksteinbaues ein, in Magdeburg, Braunschweig, Dessau, Halle, Mühlberg, Merseburg; die Burg Anhalt im Harze wird in Ziegeln erneuert. Andererseits entfaltet der Ziegelbau eine späte Blüte im Gebiet der Provinz Posen; doch hat keines jener Denkmäler das Jüterboger Rathaus an künstlerischer Bedeutung wieder erreicht. Trotz des von Italien eindringenden Klassizismus wurde an entlegenen Orten noch lange der gotische Ziegelbau gepflegt, so in Rathenow noch 1559, in Wongrowitz 1595, in Klein-Machnow 1597.

In der sich anschließenden Erörterung wurde von mehreren Seiten übereinstimmend betont, daß der Ausgang des Mittelalters die Blütezeit des märkischen Städtewesens darstelle. Auf eine Anfrage betreffend die Verbände des mittelalterlichen Ziegelwerks erläuterte Herr Kothe, daß von den zwei üblichen Verbänden, Wechsel von einem Binder mit zwei Läufern und einem Binder mit einem Läufer, jener der ältere und dieser der jüngere sei; während man in Preußen zum letzteren schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts übergang, geschah dies in der Mark erst zu Ende des 15. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert herrscht allgemein der späte Verband.

XXVII. Aus Lindow, Kreis Ruppin. Nachtrag zum Wanderschaft-Bericht vom 11. d. M. Die älteste Kanzel der Dorotheenstädtischen Kirche, von welcher aus auf der jetzigen Kirchstelle im Freien unter Lindenbäumen gepredigt wurde, ward 1678 errichtet und diente einige Jahre, bis 1687 das Kirchengebäude zur Einweihung gelangte. Wie Herr Pfarrer Vogel der Brandenburgia am 26. November 1909 an Ort und Stelle (Monatsblatt XIX, S. 49) mitteilte, schenkte man diese derbe Holzkanzel der schweizerisch-reformierten Kirche zu Lindow.

Den dort ansässigen Herrn Amtsrichter Jacobick, der Brandenburgia wohl bekannt durch den Ausflug nach Lindow am 11. September 1910, bat ich, nach dem Verbleib dieser Kanzel zu forschen. Herr Jacobick schreibt:

1. Die reformierte Kirche ist, weil baufällig, 1875 abgebrochen;
2. das Fach- und Holzwerk aus dem Abbruch erstand der längst verstorbene Zimmermeister Drescher von hier;
3. das Gebälk ist von Drescher damals zu Scheunenbauten verwendet, wo im einzelnen, ist nicht mehr festzustellen. Alles andere Holzwerk — also auch wohl das der Kanzel — soll Drescher, weil wurmstichig und wertlos, als Brennholz verbraucht haben. Soweit Herr Jacobick.

Dem füge ich beiläufig hinzu, daß Drescher in der Mark viel gebaut hat, u. a. die Villa unseres verstorbenen Vorstandsmitgliedes Dr. Carl Bolle auf Scharfenberg, der größten der drei ihm gehörigen Inseln im See bei Tegel. Bekanntlich sind die letzteren von der Stadt Berlin erworben, es schwebt aber noch ein Prozeß gegen die Humboldtschen Erben, welche in diesem Falle das Vorkaufsrecht ausüben wollen, während Berlin die Berechtigung dazu verneint.

XXVIII. Kürzlich fiel einer der steinernen Löwen vom Turm der Parochialkirche hierselbst. Auf Wunsch der Redaktion des „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlichte ich in der Nummer vom 2. Juli v. J. folgende Mitteilung hierzu:

Die Löwen an der Singeuhr.

Von Ernst Friedel.

Singuuhr oder Singeuhrkirche nennt der alte berlinische Volksmund das schöne Gotteshaus, welches amtlich Parochialkirche heißt, etwas sonderbar, da es die einzige Kirche Berlins ohne Parochie im engeren Sinne ist.

Jeder Berliner weiß, daß die Parochialkirche ein melodisches Glockenspiel und am Fuß des Turmes vier Löwen besitzt, von denen einer sich kürzlich unliebsam dadurch bemerkbar machte, daß er plötzlich von seiner luftigen Höhe herabstürzte und beinahe einen der Wächter des Gesetzes auf der Straße getroffen hätte.

Was sich aber die „ältesten Leute“ von diesen Löwen erzählen, das weiß nicht jeder Berliner, und erst recht nicht der Fremde.

Die Parochialkirche hat während ihrer über zweihundert Jahre alten Existenz überhaupt mehrere „Einfälle“ gehabt. Kurfürst Friedrich I. legte am 18. August 1695 den Grundstein zu dieser neuen reformierten Kirche, deren Pläne der berühmte Nering entworfen. Als dieser gestorben war, setzte der Hofmauermeister Braun den Bau so ungeschickt fort, daß 1698 das Gewölbe zusammenstürzte. Man stellte nun die eigentliche Kirche bis 1703 notdürftig fertig, aber ohne den Turm, dieser sollte vier Löwen zur äußeren Zierde und innen das treffliche holländische Glockenspiel erhalten, das der inzwischen König gewordene Erbauer eigentlich für den gewaltigen Münzturm am Schloß bestimmt hatte, der nicht ohne Verschulden des berühmten Schlüter jämmerlich in sich zusammenkrachte.

Der Nachfolger König Friedrichs I., der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., führte aber das Werk seines Vaters bis 1715 zu Ende, und so kam die Parochialkirche zu ihrer Singuhr und zu ihren vier Löwen. Die mythenbildende Kraft des Volks, die bei unseren rationalistischen und nüchternen Spreeathenern von jeher viel größer gewesen ist, als man annehmen möchte, behauptet nun, die vier Löwen hätten früher, wenn die Uhr vollschlug, zu dem Choral des Glockenspiels gebrüllt. Der Magistrat sei sehr stolz auf dieses Unikum Berlins gewesen und habe deshalb, um zu verhüten, daß der Künstler etwas Aehnliches wo anders schaffe, diesem die Augen ausstechen lassen.

Da hat denn der Meister gebeten, man möge ihn nur noch einmal nach dem Turme führen, und wie er oben gewesen, hat er an einer Schraube gedreht, und seit der Zeit sind die Löwen verstummt und brüllen nicht mehr.

Also berichtet Wilhelm Schwartz, der Altmeister der Sagen und alten Geschichten aus Berlin und der Mark Brandenburg. Als junges Mitglied des Berliner Magistrats hat mich diese arge Anschwärzung meiner Körperschaft verdrossen, und ich habe meinem verewigten Lehrer und Freunde Schwartz gesagt, daß diese Wendung der Sage ja ganz unmöglich sei, da die Stadtobrigkeit Berlins im 18. Jahrhundert schon längst nicht mehr Strafen an Leib und Leben verhängen konnte. Schwartz entgegnete mir, er könne die Sache nicht ändern, denn so wäre nun einmal die Volksüberlieferung; er werde aber in meinem Sinne bei der nächsten Auflage seines Buches eine „aufklärende Anmerkung hinzufügen“. Das hat er denn auch getan.

Uebrigens kehren ähnliche Sagen in und außerhalb Deutschlands wieder. Erinnert sei nur an die Sage von der großen Kunstuhr in Straßburg im Elsaß.

Die Untersuchung des kürzlich von der Singuhr heruntergesprungenen Königs der Tiere hat zum Ueberfluß ergeben, daß in dem Bildwerk keinerlei Schallvorrichtung angebracht gewesen ist.

XXVIII. Unser fleißiges Mitglied Herr Rendant Wilhelm Ratig-Perleburg teilt uns in der von u. M. Herrn Dr. Fiebelkorn herausgegebenen „Tonindustrie-Zeitung“ folgende interessante Notiz mit (Nr. vom 19. April d. J.) über „Feierabend- oder Sonnenziegel.“

„Der Gebrauch platte Dachziegel, sogen. Biberschwänze, zu verzieren ist in der Prignitz sehr alt und allgemein bekannt. Im Perleberger Stadtmuseum sind etwa 20 solcher bunten Ziegel, die man hier als Feierabend- oder Sonnenziegel bezeichnet. Durchschnittlich sind diese Ziegel rund 100 Jahre alt, der jüngste ist aus dem Jahre 1820, die beiden ältesten sind 3—400 Jahre alt.

Diese bunten Ziegel wurden früher, als erster Ziegel im Jahre, auch nach Feierabend oder am Schluß der jährlichen Arbeitszeit von den Zieglergesellen hergestellt und dem Ziegeleibesitzer oder dem Ziegelmeister überreicht.

Am häufigsten findet man als Verzierung Sonnen, die sternförmig, vermittels des Streichbrettes eingedrückt sind; auch Namen, Jahreszahlen, Kreuze, Tannenbäume, Querlinien und Sprüche kommen vor. Ein solch eingeritzter Spruch lautet: „Ich lebe ohne Sorgen mein frohes Leben hin und freu' mich alle Morgen, daß ich ein Ziegler bin!“ darunter dessen Name. Der jüngste Ziegel vom Jahre 1820 ist, außer zweier Buchstaben, mit einer Lyra verziert.

Es war aber nicht nur die Freude an der Arbeit, die solche Verzierungen entstehen ließ; diese Ziegel dienten auch dazu, um Trinkgelder einzuheimsen. Kamen Herrschaften, die sich eine Dachziegelfabrik ansehen wollten, so wurde ein eben in der Streichform befindlicher Ziegel mit Sonnen verziert und dem Besucher vom Zieglergesellen oder Abtrageburschen mit einem Spruch überreicht.

Solcher Sprüche, die ziemlich gleichen Wortlauts sind, lasse ich drei folgen:

1. Hier bring' ich dem Herrn einen bunten Stein,
Auf allen vier Ecken hübsch und fein,
Damit sollen Sie geehret sein.
Woll'n Sie damit geehret sein,
So schenken Sie uns ein Gläschen Wein,
Es mag sein groß oder klein,
Damit woll'n wir zufrieden sein.
Dies tue ich nicht für uns allein,
Es soll dem Herrn eine Ehre sein.

2. Hier bring' ich dem Herrn einen bunten Stein,
Auf allen vier Ecken hübsch und fein,
Damit sollen Sie geehret sein.
Dieser Stein aus meiner Hand

Wird gestellt vor Feuer und Brand;
 Doch soll ihm der Brand nicht schädlich sein.
 So schenken Sie uns ein Gläschen Wein.
 Es mag sein groß oder klein,
 Damit woll'n wir zufrieden sein.
 Dies tue ich nicht für uns allein,
 Es soll dem Herrn eine Ehre sein.

3. Ich bring' dem Herrn 'nen bunten Stein,
 Damit soll'n Sie geehret sein,
 Die Ehre geht durch meine Hand,
 Der Stein wird nachher mitgebrannt,
 Ist dieser Stein nun gut gebrannt,
 So geben Sie ein kleines Pfand,
 Es mag sein groß oder klein,
 Damit woll'n wir zufrieden sein.“

Zusätzlich bemerke ich, daß dergl. Sonnenziegel, die untergehende Sonne darstellend (an der Spitze, dann rechts und links in der Mitte, dann in den Ecken rechts und links angebrachte konzentrische Strahlenbündel, also 5 im ganzen), aus verschiedenen Teilen der Mark im Märkischen Museum sind. Noch unbekannt, auf diesen Zieglerbrauch bezügliche Tatsachen, bitten wir unsere Mitglieder, dem Herrn Dr. Fiebelkorn mitteilen zu wollen.

„Dachziegel als Giebelschmuck.“ Unter dieser Bezeichnung sehen Sie in Herrn Dr. Fiebelkorn's Bericht in ders. Zeitschrift vom 12. Juli d. J. 12 Abbildungen von neidkopffartigen Köpfen oder ganzen fratzenhaften Figuren auf Hohlziegeln (Firstziegeln) aus Westdeutschland. Wir bitten zu beachten und anzugeben, ob solche Steine, die bis ins 19. Jahrhundert reichen, auch innerhalb der Provinz Brandenburg vorkommen.

XXIX. Herr Kessler, Hilfskonservator des Altertums-Vereins zu Mainz, Sekretär des Rom. Germ. Zentralmuseums, teilt den vorliegenden Sonderabdruck aus dem Rheinischen Volkskalender mit, worin Sie höchstinteressante „Alte Backformen“ abgebildet und beschrieben finden.

XXX. Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Ich lege Ihnen die Nrn. 4 bis 9 vor, in denen Sie eine Fülle von Beschreibungen und dankenswerten Anregungen finden.

XXXI. Vorträge für Turnvereine, Heft VI. Dr. Hans Brendicke: Friedrich Ludwig Jahns Stellung zur deutschen Sprache und ders.: Die älteren Berliner Turnstätten. Dieses Heft ist eine wertvolle Bereicherung der Brandenburgia-Bibliothek, wofür wir dem fleißigen, vaterländischen Forscher, unserm geschätzten Mitgliede, bestens danken.

XXXII. Unser Mitglied, Herr Direktorial-Assistent Dr. Kurt Regling, hat uns unlängst einen vortrefflichen Vortrag über Geldwerte vor Einführung oder neben dem gleichzeitigen Gebrauch von Münzen gehalten. Auf ähnlicher Fährte bewegt sich sein Ihnen herungereicherter Aufsatz über Geld vor Einführung der Münze.

E. Bilder, Karten, Pläne.

XXXIII. Sehr zu empfehlen der von unserm Mitglied, Prof. Dr. Voß, herausgegebene Berliner Kalender für 1911, der sich außer durch gediegenen Inhalt durch treffliche Abbildungen auszeichnet.

XXXIV. Der Güte unsers k. M. Prediger Handtmann in Potsdam verdanken wir ein Exemplar des ebenfalls ausliegenden, recht ansprechenden Kalenders fürs Deutsche Haus auf 1911, Stiftungs-Verlag, Potsdam.

XXXV. U. M. Herr Hofphotograph Schwartz hat wiederum die Güte gehabt, uns ins liebenswürdiger und freigiebiger Weise mit von ihm hergestellten, meisterhaft gelungenen Photographien zu erfreuen.

Da haben Sie zunächst eine ganze Reihe von Dorfaufnahmen hergestellt gelegentlich unserer Wanderfahrt nach Blumberg am 25. August 1910. Vor dem Schloß des Gutsherrn Grafen Arnim finden Sie die Teilnehmer aufgenommen.

Ich lege ferner vor eine schöne Aufnahme des Fontane-Denkmal im Tiergarten gelegentlich der Einweihung im Mai 1910, der ich, obwohl als Brandenburgia-Vorsitzender eingeladen, leider wegen Abwesenheit in Frankreich nicht beiwohnen konnte.

Ferner 10 Postkarten-Bilder von der seitens der Brandenburgia besuchten Allgemeinen Städtebau-Ausstellung nach Angabe von Dr. A. E. Brinckmann, desgleichen eine Aufnahme des Fichtehauses an der Neuen Promenade im Jahre 1877. Das Haus fiel der Stadtbahn 1880 zum Opfer, die bronzene Erinnerungstafel an dem Hause für den Philosophen Fichte ist ins Märkische Museum gewandert, weil kein Platz für eine Wiederanbringung vorhanden war.

XXXVI. Bildliche Publikationen des Märkischen Museums. Bekanntlich hat die Direktion des Märkischen Museums vor einiger Zeit den Beschluß gefaßt, die Berliner Zeitgeschichte durch Sammlung künstlerischer Photographien oder anderweiter technischer Wiedergaben im Bilde festzuhalten. Es soll das ein Archiv werden, das unsere Nachkommen einst mit großer Bequemlichkeit benutzen können, um treue und zuverlässige Nachrichten über bedeutsame Vorgänge in der Reichshauptstadt zu erhalten. Daneben wurde beschlossen, auch das sogenannte „malerische Berlin“, darunter insbesondere die mehr und mehr verschwindenden alten

Bauten und Baudenkmäler in künstlerischer Wiedergabe der Nachwelt zu erhalten.

Das Vorgehen des Museums ist in der Öffentlichkeit allgemein als ein dankenswertes Unternehmen begrüßt worden. Es sind freilich beides nicht leichte Arbeiten, sie erfordern in erster Linie eifriges Suchen, Umsicht und künstlerischen Geschmack. Denn wenn aus der Sache etwas werden soll, wird man sich überall nur mit dem Besten begnügen dürfen.

In der Person des bekannten Kunstschriftstellers Dr. Osborn hat inzwischen das Museum erfreulicherweise eine Kraft gefunden, der man die Lösung dieser nicht leichten Aufgabe wohl zutrauen dürfte. Dr. Osborn hat seine bewährte Kraft dem Museum für diesen Zweck zur Verfügung gestellt und den Auftrag übernommen, die ersten Teile des Bilderarchivs und zunächst mal ein 1. Heft „Malerisches Berlin“ zusammenzustellen. Hoffentlich bekommt die Bürgerschaft bald die Früchte dieser Arbeit zu sehen. Die Direktion hat für ein erstes Heft dieser Veröffentlichungen zwölf Ansichten zumeist aus dem ältesten Berlin ausgewählt

XXXVII. Hierauf hielt u. M. Herr Dr. Kiekebusch einen Vortrag: Die neuesten Ergebnisse und Probleme der Vorgeschichtsforschung und ihre Bedeutung für die Mark Brandenburg. Der Vortrag, der mit zahlreichen Lichtbildern ausgestattet war, fand reichen Beifall.

XXXVIII. Nach Schluß der Sitzung zwangloses Zusammensein im Hofbräu-Restaurant, Potsdamer Str. 127/128.

12. (9. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 2. Oktober 1910.

Wanderfahrt nach Freienwalde a. O. und dem Baa-See.

Es war ein für die Verhältnisse des heurigen Sommerhalbjahres ausnahmsweise schöner, sonniger und warmer, auch ausdauernd so verharrender Tag, der eine Gesellschaft von etwa 70 Personen in den frühen Vormittagsstunden innerhalb $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Stettiner Bahnhof über Bernau und Eberswalde nach Freienwalde führte. Schon vor Nieder-Finow und Falkenberg aus erfreute der Anblick des sich rechts nahe der Bahn hinziehenden Höhenzuges, der, mit Kiefern, Fichten und vielen in goldigem Herbstschmuck grenzenden Laubbäumen bestanden, daran erinnert, daß er einst das linke Ufer des gewaltigen Urstromes bildete, der vor ihrem Durchbruch nach Norden die Wässer von Weichsel, Warthe und Oder zur Elbe ableitete.